

Feierabend.

Unterhaltungs-Beilage
der
„Sächs. Volkszeitung“.

Nr. 21.

Sonntag, den 21. Mai.

1905.

Hohes Ziel.

Original-Erzählung von W. Dora.

Schluf.

(Nachdruck verboten.)

Am Morgen nach jenem verhängnisvollen Abend, wo Prinz Egon Heimbach so hoffnungsreich verlassen hatte, erschien Isabella nicht beim Frühstück; sie sandte den Reitknecht mit einem Briefe an den Prinzen Egon. Der Graf nahm jedoch den Brief zu sich und ging zu seiner Tochter auf das Zimmer.

„Isabella,“ sagte der Graf und seine Stimme klang so streng, wie seine Tochter sie noch nie von ihm gehört hatte, „ich möchte wissen, was in diesem Briefe steht.“ —

„Lies,“ sagte sie nur, denn sie fand keine Worte für ihr Geständnis.

Der Graf erbrach das Kuvert und las. Schmerz, Zorn und Enttäuschung malten sich in seinen Zügen und als er zu Ende gelesen, schleuderte er das Blatt entrüstet zu Boden.

„Verräterin!“ rief er, „so hast du doch wieder ein schönes Spiel getrieben mit diesem edlen Herzen.“

„O Papa, vergib mir,“ flehte Isabella, aber er wandte sich kalt von ihr ab.

Sie sank vor ihm nieder, hielt seine Hände fest und rief:

„Höre mich, Papa, du mußt mich anhören! ich bin nicht so schuldig, als du denkst — ich wollte dich und ihn nicht täuschen. Gestern noch hatte ich den festen Vorsatz, Prinz Egon mein Jawort zu geben — ich wußte, daß ich ihn nicht liebe, aber ich wollte ihm ein treues Weib sein — heute kann ich es nicht mehr, ohne Verrat zu üben an ihm und mir — ich kann ihm nicht Treue schwören mit . . .“, sie hielt einen Augenblick inne; eine heiße Blutwelle schoß in ihr bleiches Antlitz und sie senkte den Kopf tief nieder; dann sagte sie leise: „mit einer anderen Liebe im Herzen.“

Da lag sie am Boden, sie, die einst ihr schönes Haupt so hoch getragen und bekannte, daß dies stolze Herz besiegt sei!

Der Graf sah ihren Schmerz und ihre Tränen und fühlte sich erweicht von ihrem Flehen. Er konnte sie nicht weinen sehen und konnte ihr nicht lange zürnen — ihr, seinem einzigen Kinde!

„Und dieser andere, Isabella? wer ist es?“ fragte er, indem er sie vom Boden aufhob, „ist er deiner Liebe nicht würdig?“

„Doch Papa, er ist tausendmal besser als ich, aber ich kann ihm niemals angehören.“

„Aber, mein Kind, wenn er deiner nicht unwert ist und du ihn liebst, warum kannst du ihm nicht angehören? Ich wäre zu vielem zu tun bereit, um dein Glück zu erkaufen.“

Er zog sie an seine Brust und küßte die Tränen von ihren Augen. Isabella schlang die Arme um seinen Hals, preßte den Kopf an seine Brust und flüsterte:

„Frage mich nicht, Papa, nur jetzt nicht; mache mich nicht noch elender, als ich es schon bin.“ —

Am anderen Morgen verließ Prinz Egon Schloß Warteg, nachdem das Billettchen, das er von Isabellas Hand empfangen, alle die schönen Blüten seines Hoffens zerstört hatte, wie ein Reiz in der Frühlingsnacht Blätter und Blüten zerstört.

Auch in Heimbach war es plötzlich still geworden, als

ob der Herbststurm die Sommergäste dort verjagt hätte. Erich und seine Mutter waren abgereist und Frau von Lastorf kehrte mit Beginn der Schulen mit den Knaben nach der Residenz zurück.

Cäcilie war auf Isabellas Bitten in Heimbach geblieben. Eines Abends saßen die beiden Mädchen beisammen. Isabella war traurig.

Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und drückte die Hände über die Augen. Da legte Cäcilie ihre Arbeit beiseite, stützte die Arme in der Freundin Schoß, schaute voll Bärtlichkeit zu ihr auf und sagte:

„Ich dachte es wohl, daß es so kommen würde, daß deine große Seele keine Gewänge finden könnte im Glück dieser Welt, dein Herz keine Ruhe am Herzen eines Menschen. Ja,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „ich wußte nur einen Bräutigam, der mir gut genug wäre für meine stolze Isabella, nur ein Brautgewand, das wert wäre, dich zu schmücken.“

Isabella ließ die Hände von den Augen sinken und schaute lächelnd und erglühend Cäcilie an.

„Und wer ist dieser Auserwählte? Welch kostbaren Stoffes ist dieses Brautgewand?“

Gespannt, als solle sie einen Orakelspruch vernehmen, wartete sie auf Cäciliens Antwort. Ihre ganze Seele war von dem Gedanken an Reinhold erfüllt und sie hoffte, den geliebten Namen von Cäciliens Lippen zu hören. Diese schwieg eine Weile, dann sagte sie, indem sie Isabella fest in die Augen blickte:

„Der Bräutigam: dein Heiland; das Brautgewand: das arme Ordenskleid einer barmherzigen Schwester.“

Der Ausdruck himmlischer Begeisterung leuchtete aus Cäciliens Antlitz, während sie sprach und Isabella schaute gedankenvoll in ihr strahlendes Gesicht.

„Seit ich dich und Schönberg kenne, steigt eine Ahnung in mir auf, daß es etwas unendlich Großes sein muß um diese Gottesliebe, von der ihr sprecht und ein namenloses Heimweh beschleicht mich bisweilen nach jenen überirdischen Höhen, wo eure Seelen heimisch sind.“

„Das ist der Ruf der Gnade, Isabella, der an dein Herz ergeht, verschließe dich ihr nicht.“

Isabella schüttelte den Kopf.

„Mein Herz sehnt sich nach Glück — nach irdischem Glück und vermag es nicht, sich loszureißen von der Erde, an die es mit all seinen Wurzeln und Fasern gefettet ist.“

„Mich dünkt,“ sagte Cäcilie, „Gott selbst hat angefangen, die Wurzeln deines Herzens, die im Glück der Welt so fest verwachsen waren, ein wenig zu lösen, um es emporzuziehen,“ und sie nahm Isabellas Hände in die ihren, faltete sie wie zum Gebet ineinander und sagte leise: „Sursum corda.“ —

Wenige Tage später kam Reinhold vom Sterbebett der Mutter zurück, das Herz voll Friede.

Er kam nach Heimbach, um Abschied zu nehmen. Seine Geschäfte dort waren so weit gediehen, daß eine andere Hand sie vollenden konnte.

Er war mit dem Nachtzug gefahren und wanderte nun durch das Dorf dem Schlosse zu. Als er an die Kirche kam, läutete es eben zur Frühmesse und er trat in dieselbe ein.

Nur wenige Menschen waren in dem kleinen Gotteshaus, aber in der ersten Bank vor dem Altar kniete eine

Gestalt im dunklen Mantel, den Kopf mit einem Schleier verhüllt; in der Reinhold auf den ersten Blick Isabella erkannte. Isabella hier und zu dieser Stunde!

Ein seliges Gefühl durchwogte Reinholds Brust bei Isabellas Anblick, aber sein Verlangen ging über allen irdischen Besitz empor zu Gott. Er sammelte die Blüten irdischer Liebe in seinem Herzen und brachte sie, auf seine Kniee niedersinkend, Gott zum Opfer dar. Ruhig und klar wollte er sich ihr aussprechen und dann scheiden — für immer.

Isabella hatte keine Ahnung gehabt, daß Reinhold in der Kirche gewesen und sie erschraf, als sie heraustratend ihn nun plötzlich vor sich sah. „Reinhold“ sagte sie leise. Der Name war fast unbewußt ihren Lippen entschlüpft und ihre Hand zitterte, als sie dieselbe in die seine legte, die er ihr bot.

„Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen, Gräfin,“ sagte er, „denn ich gehe nun, meinen Beruf zu erfüllen.“

Sie schaute fragend zu ihm auf und er fuhr ihren Blick verstehend, zu sprechen fort. „Ich will Priester werden und Missionar. Das war seit meiner frühesten Jugend meines Herzens Sehnen, meiner Wünsche Ziel. Als ich ein Kind war, erzählte mir meine Mutter viel von den Männern, die in edlem Opfermuth Gottes Wort hinaustragen in ferne Welten und ich lauschte in atemloser Spannung ihren Erzählungen.“

„Mutter,“ rief ich, „ich will auch so ein Priester werden.“ Da strich sie sanft mit der Hand über mein wirres Kraushaar, blickte mit ihrem milden Lächeln in mein erregtes Antlitz und sagte: Werde erst ein Mann, mein Knabe, und lerne dein eigenes Herz bezähmen, das ist oft schwerer, als wilde Völker zur Wahrheit bekehren. Ich verstand es damals nicht, was sie meinte, aber der Wunsch, Missionar zu werden, ist mit mir groß geworden. Zwölf Jahre habe ich in der Welt gelebt und ich habe gelernt, was damals die Mutter gesagt, mein eigenes Herz bezähmen! Klageelos hatte ich einst der Welt entsagt, tränenlos bin ich aus ihr geschieden, da sah ich Sie, Isabella, und — ich lernte erkennen, daß ich ein menschliches Herz in der Brust trage. Die Welt, die ich so lange verachtet, schien mir plötzlich schön in Ihrem Blick, das Leben reizvoll in Ihrer Nähe und oft habe ich an der Mutter Wort gedacht, das ich jetzt verstand: es ist manchmal schwerer, das eigene Herz bezähmen, als wilde Völker zur Wahrheit bekehren. Ich kämpfte einen schweren Kampf. Gottlob, er ist zu Ende.“ Sie waren durch eine Thür in den Garten getreten.

Isabella ging still an Reinholds Seite. In ihrem Herzen hatte doch noch ein Funke von Hoffnung gelebt, und es ist eine schwere Stunde, wenn wir diese letzte Hoffnung unseres Jugendstraums zu Grabe tragen.

Jetzt ist das Band gelöst, das mich an die Welt gefesselt hat,“ fuhr Reinhold fort, „und ich gehe — gehe freudig. Aber ich wollte nicht von Ihnen gehen, Isabella, ohne Ihnen mein Herz zu öffnen. Isabella, darf ich hoffen, daß Sie mir nicht zürnen?“

„Nein, ich zürne Ihnen nicht, ich werde stets die Stunde segnen, als ich Sie zuerst gesehen.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied.

Als Reinhold eine Stunde später, nachdem er seine Angelegenheiten mit dem Grafen geordnet hatte, nach seinem Zimmer ging, trat Cäcilie ihm im Korridor entgegen. „Sie wollen fort?“ rief sie bewegt. „Sie wollen uns verlassen und schon so bald?“

„Ja, wünschen Sie mir Glück, ich bin endlich am Ziel!“ erwiderte Reinhold. „Ich weiß, Sie sind glücklich, und ich möchte sie fast beneiden um dieses Glück — aber Isabella? Was wird aus ihr werden?“

„Beruhigen Sie sich, sie ist auf guten Wegen. Seien Sie, Cäcilie, der gute Engel, der sie zum Altar emporführt.“

„So beten Sie für mich, wenn Sie am Altar stehen,“ sagte Cäcilie, „daß auch ich mein Ziel bald erreiche.“

Zwei Jahre waren vorübergegangen und wieder ging es dem Herbst zu.

Graf Heimbach hatte mit seiner Tochter den Winter in Italien, den Sommer auf Reisen verlebt und kehrte nun nach einer Abwesenheit von beinahe einem Jahre in die Heimat zurück.

Cäcilie war schon seit einiger Zeit leidend. Sie magerte sichtlich ab, hüftelte und fühlte sich matt und müde.

Der Zustand der Kranken ward immer schlimmer und bald konnte sie das Zimmer nicht mehr verlassen, aber sie verlor ihre Heiterkeit nicht und ihren Mut und bewahrte in den schwersten Leidensstunden ihr sonniges Lächeln.

Frau von Lastorf hielt sich dem Krankenzimmer so fern als möglich. Ein Herz, das all sein Sinnen und Trachten dem Irdischen zugewendet hat, schaut nicht gern dem Tod ins Auge. Sie kam wohl zuweilen herein, um nach der Kranken zu sehen und ihr einen flüchtigen Gruß zu bieten, aber immer verschwand sie schnell wieder.

Um so getreuer hielt Isabella bei ihr aus und es war ein eigenes Leben stillen Schaffens und Wirkens, das in dem kleinen Krankenzimmer sich entfaltete.

Der Winter ging vorüber, ein junges, frisches Leben kämpft lange gegen den Tod. Erst als linde Lüfte Blätter und Knospen weckten, als es in Busch und Hag sich zu regen begann und die warme Frühlingssonne in das kleine Krankenzimmer hereinschien, schloß Cäcilie die Augen zum ewigen Schlaf. Sanft wie ihr Leben, war auch ihr Sterben.

Frau von Lastorf gab sich am Sarge ihrer einzigen Tochter, mit der sie so viele stolze Hoffnungen zu Grabe trug, leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres Schmerzes hin. Doch schon nach kurzem schob sie alles beiseite, was die Erinnerung an Cäcilie in ihr weckte, sie wollte nicht an ihren Schmerz gemahnt sein. All ihre Hoffnungen wandten sich nun ihren Söhnen zu und sie schmiedete neue Pläne, baute neue Luftschlösser.

Isabella hingegen weinte stille Tränen eines tiefen Schmerzes, aber auch sie sollte sich ihrem Kummer nicht lange hingeben dürfen. Wenige Wochen nach Cäcilien Tod traf sie ein neuer Schlag, der sie zu energischem Handeln aufrüttelte.

Ihr Vater ward von einem Schlaganfall betroffen.

Ein Jahr lang pflegte Isabella ihn unermüdet und treu und in den vielen einsamen Stunden, die sie bei dem Kranken weilte, in den endlosen Nächten, die sie an seinem Lager durchwachte, vollendete sich in ihrem Innern der Kampf zwischen Gott und der Welt, denn wie man den Saft der Rebe unter dem Kelter auspreßt, so strömt auch die Seele ihre edelsten Säfte aus unter dem Kelter der Leiden.

Im Frühjahr 1860 las Isabella in den Kriegsberichten der Zeitung von einem Priester der Gesellschaft Jesu namens Schönberg, der als treuer Hirt in Peking die Gebirge und Weiden seiner Gemeinde mit aufopferndem Heldennute geteilt hatte.

Isabella erblaßte, als sie den Namen des Priesters las.

Ueber sie war die Erinnerung an vergangene Tage mächtig hereingebrochen und überflutete, wie ein Sturm, der plötzlich sein künstlich gemauertes Bett durchbrochen hat, ihr Herz.

Als Isabella an diesem Abend in ihr stilles Zimmer kam, kniete sie noch lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, das über ihrem Schreibtisch hing. Es war ein heißes Dankgebet, das aus ihrem Herzen aufstieg, nicht die leiseste Bitterkeit mischte sich in die Erinnerung an ihn, den sie einst geliebt und — verloren. Nur Freude und Begeisterung erfüllte sie bei dem Gedanken an sein großes, schönes Wirken, denn sie hatte ihr Herz über alles irdische Wünschen und Verlangen emporgehoben.

Etwas 15 Jahre später starb im Kloster der barfüßigen Karmeliten in S. eine Nonne im Aulse hoher Frömmigkeit. Die Schwester Maria Magdalena vom heiligen Kreuz war die demüthigste dieser demüthigen Mägde Christi gewesen.

Wo die schwersten Arbeiten zu verrichten waren, hatte sie Hilfe geleistet, wo ein Krankendienst recht mühevoll, hatte sie sich darum beworben. Die niedrigsten Dienstleistungen, die härtesten Bußübungen, die schwersten Entbehrungen, das hatte sie immer für sich gesucht und doch hatte man den ganzen Adel ihrer Erscheinung, den selbst das rauhe Ordenskleid nicht ganz zu verhüllen vermocht hatte, auf den ersten Blick erkannt, daß sie einst den höheren Ständen angehört hatte. Ihr Beruf brachte eine tödliche Krankheit, viel Leiden und dann den Tod. Jetzt hatte sie ausgelitten — die einstige Prinzessin Isabella.

Die Schule.

Von E. Terschau.

(Nachdruck verboten.)

Großmama, Tante Rosa und Tante Mariechen saßen in ihrem freundlichen Wohnzimmer um den Tisch und nähten alle drei sehr eifrig. Großmama seufzte schon zum fünften oder sechsten Male herzbrechend und die Tanten stimmten in den Seufzer ein. „Der arme Junge!“ klang es. Da erhob sich plötzlich auf der Treppe gewaltiger Lärm, eilige Schritte polterten die Stufen herauf und die Tür wurde ungestüm aufgerissen.

Ein kleiner Junge, von zwei scheltenden Dienstmädchen verfolgt, stürzte ins Zimmer. Sein blondes Lockenhaupt zierte ein Blechtrichter, über der Brust hing ihm ein Sieb und über der Schulter eine Zeugleine, in der einen Hand hielt er eine große Bürste und in der anderen einen Besen.

„Gib mir mein Sieb, dummer Junge!“ keifte Minna, die Köchin, „ich will das Apfelsmus durchrühren,“ und „meine Bürste, Hänschen, meine Bürste muß ich wieder haben,“ jammerte Lene, das Stubenmädchen, „und mit der Wäscheleine darfst du auch nicht spielen, sie wird schmutzig und wir wollen Gardinen trocknen.“

Die beiden Mädchen streckten die Hände aus, um sich ihr Eigentum wieder anzueignen, was der Kleine nicht zugeben wollte. Er schrie sehr unartig, teilte Siebe mit dem Besen aus und trampelte wütend mit den Füßen.

„Aber, mein Herzchen, mein Schätzchen, was hast du nur; so gib doch Lene den Besen, und was willst du mit dem alten Sieb?“ begütigte die Großmama und versuchte den kleinen Unart zu streicheln.

Hänschen hörte einen Augenblick auf zu schreien. „Ich bin doch eine Eisenbahn, Großmama, und dies ist doch der Buffer,“ sagte er.

„Ach was, Spiel Eisenbahn, so viel du willst, aber nicht mit meinen Sachen!“ Die resolute Minna entriß dem Kleinen Sieb und Wäscheleine, Lene raffte die Bürsten, die ihm entfallen waren, auf und beide eiften davon, ihrer unterbrochenen Arbeit wieder zu.

Hänschen, als er so der Gewalt weichen mußte, hatte sich auf den Fußboden geworfen, schlug mit Händen und Füßen um sich und brüllte wie ein wildes Tier.

„Aber mein Lämmchen, so sei doch süß,“ flehte die Großmama. „Komm, du darfst auch meinen Nähkasten aufräumen oder willst du mal Tantes Maschine ein bißchen rundrehen?“

„Die dumme Minna! Was hat sie dem Kinde die Sachen so einfach fortzureißen,“ schallt Tante Rosa. „Ich bin doch eine Eisenbahn, wie rührend! Ein Blechsieb, ein paar Bürsten und die Illusion ist fertig und dann kommt so eine rohe, ungebildete Person und stört plump die Kreise eines beweglichen, bildnerischen Geistes. So wird die Individualität schon im Werden zerstört!“

„Ach ja,“ flötete Tante Mariechen gefühlvoll, „stör nicht den Traum der Kinder, wenn eine Lust sie herzt.“

Das Lämmchen brüllte indessen ungestört weiter, da öffnete sich die Tür und herein trat eine jugendliche, etwas zart aussehende Dame in Hut und Mantel. „Aber Hansel,“ sagte sie vorwurfsvoll, „bist du schon wieder unartig?“

Der Kleine hielt jäh im Schreien inne, sprang wie ein Gummiball auf und rief: „Mammi, hast du mir was mitgebracht?“ und ohne eine Antwort abzuwarten, riß er ihr das kleine rosa Paketchen aus der Hand, denn er wußte nur zu wohl, daß in solchen Paketchen stets eine Mäscherei für ihn drin war.

Die Mama hob mahnend die Hand. „Aber nur für artige Kinder ist da etwas drin,“ meinte sie.

„Ich bin artig,“ sagte der Kleine mit Ueberzeugung und zog sich in die Fensterecke zurück.

„So! und das Geschrei, als ich hereinkam?“

„Ja, denke dir nur,“ Großmama und die Tanten ergriffen alle drei das Wort, „diese grobe Minna, diese alberne Lene.“

Die Mama war aber beinahe geneigt, sich auf die Seite ihrer Mädchen zu stellen und bald war man in einem der Wortgeplänkel über Kindererziehung, wie es deren täglich ein paar im Hause Steinberg gab.

Tante Rosa, angehaucht von modernen Ideen, schwärmte für die Entwicklung der Persönlichkeit. „Keine Schranken, keine hemmende Grenzen durch Erziehung, Strafe, Verbote,“ predigte sie. „Frei von frühesten Jugend an muß sich ein Kind entwickeln. Unbeeinträchtigt von jedem Zwang muß es seinen Willen, seine Eigenart zur Geltung bringen können, dann, nur dann wird es zum wahren Menschen heranwachsen.“

„Ein Kind muß vor allen Dingen gehorchen lernen, es hat sich artig und fügsam zu zeigen,“ erklärte der Papa.

„Ein Kind ist zur Freude seiner Eltern da,“ meinte die Mama, und unkonsequent, wie Frauen sind, wollte sie ihren Jungen heute sanft und morgen ausgelassen wild, freute sich einen Tag über seine Streiche und ärgerte sich am anderen darüber.

Tante Marie war für Liebe. „Nur Liebe und Sanftmut darf in der Erziehung herrschen,“ fand sie.

Großmamas Ansichten über Kindererziehung waren etwas verworren, sie handelte auch nie danach, sie verzog den Enkel einfach, wie und wo sie konnte.

Das Unglück bei diesen gewiß sehr richtigen, aber höchst verschiedenen Ansichten war, daß sie sich alle an demselben Gegenstand erproben mußten, und das Ergebnis war denn auch danach, es gab keinen unartigeren Jungen, wie den kleinen Hans Steinberg!

Nur in der letzten Zeit war so etwas wie eine Einigung der Parteien erfolgt. „Er muß in die Schule“, das war der Schreckensgedanke, in dem sich die Damen zusammenfanden, gegen den Herrn des Hauses, dem es ein Freudengedanke war.

Auch jetzt endete die Auseinandersetzung wie gewöhnlich. „Ach, laß ihn doch, mit dem Spielen ist es ja doch bald vorbei,“ seufzte die Großmama.

„Na, meinnetwegen.“ Frau Steinberg sah sich nach Hänschen um, der seit einer Viertelstunde endlich wieder einen Ton von sich gab. „Komm Hansi, biete der Großmama und den Tanten von den Bonbons an.“

Hans kam aus seiner Ecke hervor. „Hast du denn noch mehr Bonbons?“ fragte er. „Diese sind alle“ und warf die leere Düte fort.

„Ein halbes Pfund gefüllte Schokoladenbonbons hast du in diesem Augenblick aufgeessen, du unartiger Junge!“ rief die Mama entsetzt und hob die Hand, um ihm einen Klaps zu geben, doch die Großmama fiel ihr in den Arm. „Aber Kind, so gönne sie ihm doch!“ — Wenn ihm nur so viele nicht schaden!“

„Selbstverständlich nicht.“ Tante Rosa warf den Kopf in den Nacken. „Ein feinen Neigungen frei überlassenes Kind wird nie mehr essen, wie es vertragen kann;“ und „Liebe, Liebe“, eiferte Tante Mariechen. „Stelle ihm mit Liebe vor, daß wir nun keine Bonbons bekommen, wecke sein Mitgefühl und er wird nie wieder alles essen.“

In diesem Augenblick ersah Hänschen den langen Federboa der Mama, den sie über einen Stuhl gehängt

hatte. „Eine Schlange, eine Schlange!“ rief er und stürzte darauf los. „Jetzt spiel ich Menagerie,“ und den Boa lang hinter sich herziehend, stürmte er damit zur Tür hinaus.

Hänschen thronte zwischen Papa und Mama am Kaffeetisch, wie immer führte er das große Wort, heute noch ganz besonders, denn heute war ja sein erster Schultag. Eben steckte die Mama ihm heimlich das dritte Stück Kuchen zu, nachdem der Papa schon beim zweiten gemurrt hatte, „laß den Jungen doch nicht so viel Kuchen essen,“ da öffnete sich die Tür und herein traten Großmama und die Tanten. Tante Rosa voran trug eine große Torte, dann kam Tante Mariechen mit einem Blumenstrauß und zuletzt die Großmama mit einer vielversprechenden großen Schachtel.

Während Vater und Mutter etwas erstaunt dreinblickten, erhob Hänschen ein Freudengeschrei und streckte begehrlieh die Hände aus, denn er zweifelte nicht, daß die Sachen für ihn bestimmt waren. Sie wurden ihm denn auch überreicht mit den Worten: „Da, du armer Junge, zum Trost.“

Der Blumenstrauß erregte nicht viel Aufmerksamkeit, die Torte schon bedeutend mehr, am meisten aber natürlich die Schachtel. Sie wurde ungestüm aufgerissen, ein reizender, kleiner Spritzenwagen, zum Aufziehen, kam zum Vorschein.

„Eine Spritze, eine Spritze!“ jauchzte Hänschen. „Zieh sie auf, Tante Rosa, hol' Wasser, Tante Mariechen.“

„Aber eine Spritze,“ schalt der Papa und gerade jetzt, so kurz vor der Schule.“ „Und eine Spritze!“ wehflagte die Mama, „wo er doch nicht mit Wasser spielen soll.“

Der Junge, ganz hingerissen von Freude, lag indessen auf dem Fußboden und begleitete das im Kreise herumlaufende, pumpende Wägelchen mit seinem Freudengeschrei. Da schlug die Uhr, der Vater fuhr nervös auf. „Hans, es ist Zeit, du mußt zur Schule.“

„Wie siehst du nun aus! In dem neuen Anzug liegt du da auf dem Fußboden,“ schalt die Mutter, „komm, laß dich abbürsten!“

Hans stieß ihre Hand zurück. „Ich will jetzt nicht, ich muß mit meiner Spritze spielen,“ sagte er.

Der Vater stellte ihn auf die Füße. „Oho, so was gibt es nun nicht mehr, jetzt kommt erst die Pflicht und dann das Spiel. Na, nun sange nur nicht an zu schreien, dann kannst du dich von Lene begleiten lassen, wie ein kleines Mädchel, denn einen verheulten Jungen bringe ich nicht in die Schule.“

Das wirkte. Hänschen ließ sich ganz artig abbürsten, anziehen und Mappe und Butterbrotsdose umhängen. Der Abschied von Mutter, Großmutter und den Tanten ging recht eindrucklos an ihm vorüber, nur einen sehr wehmütigen Blick warf er noch auf die Spritze, dann schritt er an des Vaters Hand hinaus.

„Der arme Junge!“ seufzten Großmutter und Tanten, aber die Mama blickte mißmutig auf den großen Fleck in ihrem Teppich und murzte, „die dumme Spritze!“

Welch eine himmlische Ruhe herrschte doch heute morgen im Hause, was konnte man nicht alles tun! Frau Steinberg konnte nicht anders, als ihrem Manne im Geheimen recht geben, daß die Schule eine sehr wohlthuende Einrichtung sei und so hörte sie sehr gefaßt die Klagen und Befürchtungen der drei anderen Damen an. „Das arme Kind, wenn ihm nur das Stillesitzen nicht schadet,“ seufzte die Großmama. „Der Zwang wird seine ganze Individualität zerstören,“ meinte Tante Rosa, „und die Liebe, die Liebe wird er am meisten entbehren,“ jammerte Tante Mariechen.

Voll Spannung erwartete man mittags den kleinen Schüler und mit frohem Jubelgeschrei kam er angestürmt. „Es war fein, Mutti, es war sehr fein,“ verkündete er. „Bald kann ich schon lesen und schreiben, und Geschichten

hat uns der Lehrer erzählt, viel feiner wie deine Großmama! Ich habe auch schon einen Freund, Baumann heißt er, heute nachmittag will ich ihn besuchen.“

Nein, seine Individualität schien nicht gelitten zu haben und das Stillesitzen hatte ihm auch nicht geschadet, er schwatzte und lachte so munter wie immer. All zu artig mochte er sich allerdings nicht benommen haben, seine Erzählungen zeigten, daß er recht frech gewesen war, aber das schadete nichts. „Da werden sie ihm die Mucken schon bald austreiben, nicht wahr, Hänschen, die Schule ist doch eine schöne Einrichtung?“

„Ja,“ sagte Hänschen mit Ueberzeugung und stolz zog er fortan jeden Morgen zur Schule. Es kam zwar mal ein Tag, wo er ganz kläglich bat: „Du, Vater, komme ich nicht bald aus der Schule?“ aber das war doch nur eine Ausnahme, das Lernen machte ihm Freude und er wurde trotz Großmutter und Tanten ein ganz verständiger Junge.

Humoristisches.

Immer Börsenmann. „Hat Ihr Fräulein Tochter gestern viel getanzt auf dem Börsenballe?“ — „Gott, wos haist getanzt! Dreimal überschnet wor ihre Tanzstorie.“

Ein schlechter Gatte. „Haben Sie noch immer über die Nachlässigkeit Ihres Mannes zu klagen?“ — „Und ob. Er wird immer ärger. Jeden Moment reißt ein Knopf bei ihm ab.“ — „Vielleicht sind die Knöpfe nicht gut angenäht?“ — „Das ist es ja eben. Er versteht es immer noch nicht, einen Knopf anzunähen.“

Darum. „Weshalb kündigen Sie denn Ihrer Köchin nicht, dieser frechen Person?“ — „Ich getraue mir's nicht. Ihr Schatz ist Unteroffizier bei der Kompagnie, in der mein Sohn als Einjähriger dient.“

Rebus.



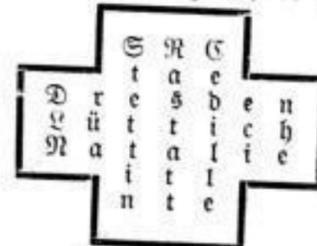
Buchstaben-Pyramide.

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß die unterste Reihe der Pyramide einen Strauch bezeichnet. Durch Abstreichen von je einem Buchstaben und Umstellung der Buchstaben entstehen neue Wörter. Dieselben bezeichnen: eine musikalische Bezeichnung, eine Bezeichnung für Hausflur, eine Bezeichnung für Nummer, eine feierliche Versicherung, Nahrungsmittel und die oberste Reihe ein Buchstabe.

Auflösung des Rebus in Nr. 20:

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Auflösung des Kreuzrätsels in Nr. 20:



Richtige Lösungen sandten ein: Martha Seemann Dresden-Lößtau; Paul Werrmann, Dresden-N.; Mor. Dr. Plauen